

Nürnberg Goldschläger.

Wie verschiedene Industrien schon vor Jahrhunderten in der alten Reichsstadt Nürnberg ihren Sitz hatten, ja man darf sagen, durch die dortselbst gemachten vielen Erfindungen ihren Anfang nahmen, so war es auch die Goldschlägerei, die nachweisbar bereits im vierzehnten Jahrhundert in Nürnberg blühte.

Waren doch ihre Erzeugnisse für die Ausschmückung der Einbände und der Initialen der zahlreichen, in den Klöstern geschriebenen Bücher, dann zur Herstellung des Goldgrundes der Bilder altägyptischer und italienischer Meister, sowie zur Vergoldung der heiligen Geräte, hauptsächlich aber zur Verzierung der Schmuckgegenstände der Kirchenaltäre vielfach notwendig und begehr.

Die Goldschlägerei ähnlte aber auch zu den vornehmsten Gewerben Nürnbergs; sie hatte wirklich den goldenen Boden des Handwerks.

Bei den in der Reichsstadt gehaltenen festlichen Umzügen der Handwerker liefen die Goldschläger gar stolz ihr Patent wehen; sie gienge es hoch gar meisterhaft auf Silber gemacht das Bild des prächtigen biblischen Königs Salomon als das ihres Patrons.

Aus der Zeit dieses Fürsten leiteten nämlich die alten Goldschläger ihre Kunst ab, und zwar auf Grund der Mittheilungen über den Tempelbau in Jerusalem und seine Ausschmückung mit gegebenem Golde.

In Gussstahlwalzen so dünn gezogen zu werden, daß ein Dukaten Gold 20 bis 30 Centimeter lang wird.



Dünnschlägerei.

Das auf diese Art gewalzte Gold wird hierauf in Quadratblätter geschnitten und stückweise in die sogenannten, aus Gussstahlblech hergestellten Quetschen bearbeitet, so daß ein Blatt Gold mit einem Quetschblatt abwechselnd. Sind auf diese Weise 400 bis 500 Blätter zusammengelegt, so kommen dieselben in eine doppelseitige Umhüllung von Pergament, um größer gefaltet zu werden.

Dieses Schlagen wurde in früherer Zeit beim Handbetrieb auf einem Sechsecker Steinblock mit glatteisernen Oberflächen durch den Goldschläger mit einem fünfzahnigen Hammer schweren Hammer ausgeführt, in der neueren Zeit geschieht es jedoch auf mechanische Art durch einen Federhammer. Die erwähnten kleinen Goldblätter werden eine Stunde geschlagen, bis sie das Maß einer Ausdehnung von 8 bis 10 Quadratcentimeter gewonnen hat. Hierauf wird jedes Blatt wieder aus der Quetsche genommen, dann 20 bis 30 Blätter aufeinander gelegt, mit einem scharfen Messer durch Arbeiterinnen in vier Theile geschnitten und als sogenanntes Rohgold abgewogen. Dann legt die betreffende Person in der bei den erwähnten Quetschen üblichen Weise jedes Goldblättchen in ein Gewürzsaugrohr von Binden tüchtig gefüllte, je 400 Blätter enthaltende Gefäße, welche man Formen heißt. Dieselben werden in eine Umhüllung von Pergament, den sogenannten



Einlegen.

Band, gesteckt und mit einem achtzehn Pfund schweren Hammer so lange geschlagen, bis das Goldblatt eine Ausdehnung von ca. 14 Centimeter erreicht hat.

Nach dieser Bearbeitung wird das Gold blattweise aus der Form genommen, in große, aus raubem, grauem Papier gefaltete Blätter gelegt und alsdann unter einer warmen Eisenplatte gedehnt. Ist dies geschehen, so nimmt man das Gold wieder heraus, es werden 40 bis 60 Blätter aufeinander gelegt und dieselben wieder mit dem Meißel in vier Theile geschnitten. Die hierdurch gewonnenen Stücke werden auf's Neue in die Form eingefüllt und nunmehr fertig geschlagen.

Hierbei sei noch bemerkt, daß die Formen vor jedesmaligem Gebrauch mit feinem Sande gereinigt werden müssen, damit das Gold eine größere Dehnbarkeit erhält; auch ist es angeeignet, die Formen in warmen Wasser zu erhitzen und wieder mit dem Blausäure füll zu waschen, um die Feuchtigkeit, welche die Form beim Schlagen erhält, wieder wegzunehmen zu lassen. Dann läßt der Schläger dieselbe noch blattweise durch die Hand laufen.

Die Formen, welche früher nur in England angefertigt wurden, werden in neuester Zeit auch in Deutschland ausgeführt. Dieselben können zweihundert- bis dreihundertmal geschlagen werden; nachher sind sie für die Feinschlagerei nicht mehr zu gebrauchen.



Ist das Gold in der Form schließlich in der nötigen Dünne geschlagen, so wird dasselbe meist durch Frauenspersonen ausgelegt und auf einem mit einem Stahlblech überzogenen Brettchen mit zwei nebeneinander stehenden verstellbaren Messern in Quadratblätter in der Größe von 50 bis 130 Millimeter geschnitten. Was den beim Schneiden des Goldes sich ergebenden Abfall anbelangt, so wird derselbe sorgfältig gesammelt und wieder eingeschmolzen; er macht dann noch einmal die erzählte Prozedur durch.

Die unterlegt gewonnenen Quadratblätter legt die feine Einlegerin mit einer aus Fischbein hergestellten Zange in die mit Wolle gefüllten Büchlein aus Seidenpapier. Müß dieser Büchlein werden nach genauer vorheriger Abwägung zu einem Buch zusammengepackt, welches je nach der Größe des geschlagenen Goldes 250 bis 300 Blätter enthält. Auf elegante Weise verpackt, geht nunmehr dieses kostbare Fabrikat in die Welt hinaus, um im besten Sinne des Wortes den alten deutschen Reim zu bewahren:

Nürnberg Land
Geht durch alle Land.

Ein schwimmender Palast.

Die Hamburg = Merita = Linie hat ihre Flotte durch eine Doppelschrauben-Dampfschiff bereichert, die ausschließlich für Vergnügungszwecke bestimmt ist. Dieser Prachtdampfer, dessen Name „Prinzessin Victoria Louise“ ist, hat eine Länge von 446 Fuß, ist 47 Fuß breit und 30 Fuß tief. Acht bis zum Oberdeck führende Querschotten theilen das Schiff in neun wasserdichte Abtheilungen. Die Wasserdrängung beträgt 5,800 Tons, die Maschinenstärke 3,600 indische Pferdekraft und die Fahrgeschwindigkeit 16 Knoten. Da der Dampfer für ein die höchsten Anforderungen stellendes Publikum bestimmt ist, hat er nur eine erste Kajüte und ist bei der Erbauung besondere Sorgfalt auf die großen, vornehm und beaglich eingerichteten Wohnräume der Passagiere verwendet worden. Unter den Neuerungen ist vor allem die Art der Aufstellung der Betten hervorzuheben. Dieselben sind nicht, wie sonst bei Schiffen üblich, in Reihenform übereinander, sondern nebeneinander oder einander gegenüber aufgestellt.



Prinzessin Victoria Louise.

wodurch die Kabinen den Charakter eines Schlafzimmers auf dem Lande erhalten. Eine große Anzahl Kabinen enthält nur ein Bett, so daß Passagiere, die es nicht lieben, mit jemand das Schlafzimmer zu teilen, ein solches für sich allein haben können. Alle Wohnzimmer sind mit elektrischer Beleuchtung, Dampfheizung, elektrischen Ringeln und Ventilatoren u. s. v. versehen. Außer den üblichen Gesellschaftsräumen, dem 200 Personen fassenden Speisesaal, dem eleganten Conversationaal und dem beaglichen Raucherlokal sind den Passagieren noch eine Halle für schwebende Heliumballons mit Maschinen nach dem System Zander, ein schönes Lesezimmer mit umfangreicher Bibliothek und sogar eine Dunkelkammer für Amateur-Photographen zur Verfügung.

Unter Freundinnen.



Elisa: „Jetzt verlobe ich mich aber nie wieder!“
Isabella: „Ach, das sagst du allema!“

Unbestätigt.



(Beim Bildhauer.) „Nun, Herr Bummel, wie gefallen Ihnen diese Wasserpeier?“
„Ich finde sie sehr unnatürlich!“
„Aber wieso?“
„Wie kann man nur mit Wasser im Munde — lächeln?“

Liebesbeweis.



„Bist Du aber ein netter Matrosen?“
„Sag mal, Kleiner, Deine Eltern haben Dich gewiß recht lieb?“
„Und wie...“
„Seit ihrer Scheidung führen sie nun schon ein Jahr Prozeß um mich!“

Das Floß der Meduse.

In der Gallerie des Louvre befindet sich ein Gemälde von Gérard, das die Flucht des Schiffes im Anfang des vorigen Jahrhunderts in der ganzen kunsthistorischen Welt ein ungetriebenes Aufsehen erregte, sowohl durch die ganz neue Art der Farbgebung und Pinselführung, als besonders durch den furchtbaren Gegenstand, den es darstellte. Die Mitte des Bildes, welches der Künstler das Floß der Meduse nannte, nimmt ein schmutzig-gelbes, zerlegtes Segel ein. Auf dem nach links vorn gestreckten Floß spielen sich die letzten Szenen der Verzweiflung ab, die dem Untergange der Fregatte „La Meduse“ folgten.

Mitten unter den kämpfenden und Sterbenden nimmt besonders eine Gestalt unser ganzes Interesse in Anspruch, ein Weib, das zwischen Balken und Trümmern lauert. Die großen, dunklen Augen, unnatürlich weit geöffnet, starren in die Ferne, als ob sie dort ein furchtbares Schicksal sähen. Neben ihr liegt ein Mann hingestreckt, wie leblos, das Bild unterwandert auf das Weib neben ihm gerichtet.

Mr. Savigny, einer der wenigen Überlebenden, hat über die furchtbaren Ereignisse einen ergreifenden Bericht hinterlassen, auf dem folgende Schilderung beruht.

Die französische Fregatte „Meduse“, mit 44 Kanonen und 400 Mann, war im Begeiffe, im Hafen von Rochefort die Anker zu lichten. Sie war nach dem Senegal bestimmt, dessen Gebiet im zweiten Pariser Frieden Frankreich wieder zugesprochen war. Unter dem Donner der Kanonen und dem jubelnden Zuruf einer taufentfüßigen Menge am Ufer setzte sich das stolze Schiff in Bewegung. Die Matrosen zum großen Theil Italiener und Neger, sowie für die Colonie bestimmte französische Befehlsmannschaften, winkten die letzten Abschiedsgrüße nach dem Lande hinüber.

Zwischen den lebhaften Gruppen auf dem Verdeck ging eine weiblische Person geschäftig hin und her. Sie trug ein kurzes, buntes Kleid, zierliche Lackstiefel mit halbhohen Schäften und auf dem Kopfe eine toletz zur Seite geschobene Solbatenmütze. Um ihre Schultern hing an einem breiten Bande ein Fäßchen, aus dem sie den letzten Erfrischungen einschenkte. Es war eine Marketenberin. — Sie mochte die Mitte der Dreißiger längst überschritten haben, machte aber mit ihrem frischrothen, lächelnden Gesicht und lebhaften Bewegungen einen überaus anmuthigen Eindruck. Manches Auge ruhte mit Wohlgefallen auf der hübschen Marketenberin, deren Gestalt durch die Momente von sechs Feldjägern unter Napoleon I. wie mit einer Art von Verklärung umstrahlt war.

Auf dem Hintertheile des Schiffes sah abseits von den Kameraden ein Soldat. Das harte, fast leblose Auge, das vollständig ergraute Haar, die eigenthümlich gestrafften Gesichtszüge deuteten auf eine lange Reihe von Kämpfen und Entbehrungen unter den verschiedensten Himmelsstrichen. An diesem fleischlosen, aber scheinbar körperlich glühenden Sonne Ägyptens und der Eisbahn der russischen Schneefelder genagt.

Seiner Augenblick blieb die Marketenberin vor dem Soldaten stehen, der sie nicht zu bemerken schien. Sie suchte in dem verwitterten Antlitz. „Delpit!“ entfuhr es ihr wie unabsehlich.

Der Soldat schlug die Augen auf. „Louise!“ sagte er einfach. „Nach einer Weile feste sie sich neben ihn.“

„Also führt uns das Schicksal doch noch einmal zusammen,“ sagte sie. „Wer hätte es gedacht! Es sind nun gegen achtzehn Jahre her. Weißt Du noch, Delpit, wo wir uns zum letzten Male gesehen haben?“

Er durchzitterte sein Gebärtniß. Er fand nicht gleich. Seine Erinnerungen schienen in dem Eise Rußlands eingefroren zu sein.

„In Alexandria,“ fuhr sie fort, „auf dem ägyptischen Festzug, 1798. — Weißt Du noch? Wir waren in der arabischen Kniepe im Matrosenloft. Ich sehe heute noch Alles deutlich vor mir. Da kam das Rubierweib. Erinnerst Du Dich? Sie hatte ein grell-rothes Tuch um den Kopf geschlungen. Wir ließen uns wahr sagen. Weißt Du noch, was sie mir sagte? Der da wird Dich umbringen, sagte sie, indem sie auf Dich wies. Hast Du vergessen, Delpit?“

„Da verstehst Du mich,“ antwortete der Soldat, „jetzt erinnere ich mich.“

„Ja, meinst Du, ich habe Lust, mich von Dir todtschlagen zu lassen?“
„Sie lachte bei diesen Worten.“
„Ist Todtschlagen?“ antwortete Delpit mit einem Blick tiefer Rührung.
„Ja, wer weiß!“ sagte Louise, sich zu einem scherzenden Tone zwingend. — „Ihr Männer seid oft so wunderbar. Wer kann Euch irren?“
Dann sprach sie noch eine lange Zeit von ihren Erlebnissen in der Zwischenzeit, von den Feldjügen in Spanien, in Tirol, in Preußen, in Rußland. Er lebte wieder auf bei diesen Erinnerungen. So trafen sie sich fast alle Tage während der langen Überlebungszeit.

grantenfamilien Frankreichs, zu jenen traurigen Gestalten, die in der Verbannung während zweier Jahrzehnte nicht geliebt und nicht vergessen hatten. Eine Viertelstunde später trat man ein lautes Knirschen und Krachen. Ein langes Zittern folgte durch den hölzernen Leib des Klotzes. Die Fregatte war auf die Klippen aufgefahren.

Alle Versuche, abzukommen, waren vergeblich. Als die Ebbe eintrat, sah man, daß das Schiff unrettbar verloren war. Eine ungeheure Aufregung bemächtigte sich der ganzen Besatzung. Alles stürzte in die Boote, die mit Mühe in's Wasser gelassen wurden. Es fanden etwas mehr als zweihundert darin Platz. Die Uebrigen schienen dem sicheren Tode preisgegeben. Unter ihnen befand sich Delpit und die Marketenberin. Sie blieben ruhig in dem rings um sie tobenden Entsetzen. Sie hatten kein Wort gesagt. Aber jeder von beiden wußte inständig, daß sie bei einander bleiben würden.

Da das Schiff nur langsam Wasser zog, so machte man sich daran, aus Balken und Planen ein Floß zu bauen. Man füllte Alles an die Saue, um sie herunterzulassen. Auch Delpit und Louise fanden dort Platz.

In der allgemeinen Bestürzung hatte man nur ganz unzureichend für Lebensmittel gesorgt. Einige Fässer Wein, etwas Trintwasser und ein paar Tonnen Mehl — wie lange konnten 145 Menschen damit reichen? Jedoch wurde die meisten guten Nahrungsmittel die Küste war ja nicht weit.

In der Nacht aber erhob sich ein furchtbares Unwetter. Hohe Wellenberge rollten heran und zerlegten das Floß in eine schaumende Bewegung. Während das Vorbereiten sich aus dem Wogengebraus haushoch auf richtete, tauchte das Hintertheil in ein unergründliches Wellenthal ein, und bei jeder neuen Bewegung durchschnitt ein wellenförmiges Angelfischerei die Luft, das Gebraus der Wogen und des Sturmes überlötend.

Als es Tag geworden war, sah man, daß sich die Schaar der Unglücklichen um etwa 60 vermindert hatte. Aber auch der größte Theil des Provianten war fortgespült worden! Und was das Schlimmste war, die beiden Boote, die das Floß schleppen, waren sammt den Führern derselben verschwunden. — Wehrlos war das elende Fahrzeug mit seiner lebendigen Last der Wuth der Elemente preisgegeben. Im Laufe des Tages begannen sich die menschlichen Leidenenschaften zu entfesseln. Eine wilde Schaar von Matrosen und Soldaten schlug einige Weinsässer ein und betrank sich bis zur Sinnlosigkeit. In der folgenden Nacht erhob sich unter den Trunkenen ein furchtbarer Kampf. Mit Äxten, Säbeln, Bajonetten und Messern ging man auf einander los. Dünne Schläge, heftige Flüche, wildes Geschrei, wirre Anklagen von Ringenden.

Als die Sonne nächsten Tages das grauenvolle Schlagsfeld beleuchtete, sah man, daß nur lediglich die furchtbare Nacht überlebt hatten. Dazu waren alle Wassertonnen, sowie der größte Theil der Weinsässer in's Meer geschleudert worden. Einige Bergweisse, denen schon der Wahnsinn aus den Augen leuchtete, machten Welle, auch das letzte Floß blieb in die Wogen zu werden. So sollten alle in die Wogen zerfallen. Keiner sollte davontommen. Besonders waren es Delpit und die Marketenberin, die sich den Wahnsinnigen widersetzten. Sie waren verhältnismäßig gut bei Kräften, da die Marketenberin etwas Schiffszwieback getrocknet hatte, von dem sie jede Nacht heimlich einige Stücken naberten.

Noch mehrere Tage dieser furchtbaren Fahrt — und keine Rettung! In einer Nacht brang von einem Feuer, das zwei Neger angezündet hatten, ein eigenthümlich brennlicher Geruch auf Delpit und Louise hinüber. Ein Schauer des Eises ging durch ihren Körper. Sie wußten, was die Schwarzen brüeten. Stumm brüllten sie sich die Hände. Trotz des nagenden Hungers konnten sie keinen Bissen essen. Erst als es Tag geworden war, schoben sie sich verhalten einen Broden Zwieback in den Mund. Ein unheimlich in der Nähe stehender Matrose hatte dies gesehen. Sofort stürzte er sich mit wildem Geschrei auf die beiden los. „Diebe! Verdräht!“ schrie er. Andere folgten. Es begann eine neue Schlacht, furchtbarer als alle vorhergehenden. In dem allgemeinen Entzweien wurden jene erschlagen und in's Meer geworfen. Louise war schwer verletzt, Delpit zum Tode erkrankt. Die furchtbaren Hefte ihres Vorrates waren verzehret. Sie hatten nichts mehr.

Eines Morgens hielten die zehn Männer, die allein noch unterwandert waren, einen Rath ab. Delpit war unter ihnen. Sie beschloßen, sich der zehn anderen zu entziehen. Dann konnte der Wein noch drei Tage länger reichen. Es war, als ob es sich um eine ganz gewöhnliche Saft handelte. Alle waren einverstanden. Zwei Italiener trafen das Voth, die dem Tode Weidewissen über Bord zu werfen. Sofort machten sie sich an die Arbeit. Wenn Unglücksfälle waren lautlos in die fläumenden Wellen verschunden. Nur einer war auch übrig. Es war die Marketenberin. Die Heiterkeit näherten sich ihr.

Da hörte Delpit plötzlich einen Schrei. Zwei weit aufgerissene Augen starrten ihm entgegen an. Zwei Arme reckten sich verzweifelt nach ihm hinüber. Da sprang er mit mächtigen Schritten zu der Geliebten. Er hob sie mit einem kräftigen Rud in die Höhe. Seine Augenblick sah er in ihr Gesicht. Seine Lippen berührten die ihrigen. Sie lächelte. Dann taumelte er an den Rand des Floßes. Langsam glitt die leichte Last aus seinen Armen in die Fluthen! —

Zwei Tage später wurden die Überlebenden von einer französischen Brigg aufgefunden. Als man den benutzlos

sen Delpit aufhob, um ihn an Bord zu bringen, schlug er plötzlich die Augen auf und blickte um sich. Dann rief er sich aus den Armen seiner Befreier. Einen Augenblick später schlugen die Wogen rauschend über ihm zusammen.

Eine uralte Freifläche.

In dem Dorfe Scharmed bei der halbfleischen Abhausen (Eisenbahn Hammurg-Hannover), der letzten Station vor Wijnen a. Luhe, befindet sich eine uralte Freifläche. Derartige Freiflächen, durchweg aus irgend einem Grunde seitens unserer Vorfahren als heilig betrachtete Lokalitäten, waren in den ältesten Zeiten eine sichere Zufluchtsstätte für verfolgte schwere Verbrecher, vorzugsweise Mörder. Hatte ein solcher sich an eine Freifläche geflüchtet, deren es allerdings nur wenige gab, so war er der strafenden Gerechtigkeit entzogen, so lange er die Freifläche nicht verließ. Die Freifläche in Scharmed ist ein schon aus grauer Vorzeit stammender kleiner Bauernhof. Das jetzt stehende Gebäude ist ein einstöckiger Fachwerkbau aus dem Jahre 1612, mit eigenthümlichem Backsteinmauerwerk und Holzbau. Die Balken der Stiebelände sind dicht mit ganz eigenartigen symbolischen Schnitzereien bedeckt, deren Deutung heute kaum mehr möglich sein dürfte. Die Balken bestehen durchweg aus felsenhartem, noch heute ferngefuhrtem Eichenholz.



Die Freifläche.

Die nördliche Giebelwand, die die meisten Schnitzereien trägt, ist ohne Inschrift, auf der südlichen dagegen ist in großen Buchstaben zu lesen: „WO GOT THOM HUSE NICHT GIFT SIN GUNST SO ARBEIT IDERMAN UM SUNST. WO GOT DE STADT NICHT SULVEST“, hier bricht die Inschrift ab, sicher ist die Fortsetzung bei irgend einer Gelegenheit einmal erzählt worden. Aufgedem ist auf dem südlichen Giebel noch zu lesen:

ANNO 1612. DEN IS MARTUS.
Mit dieser uralten Freifläche, die könnte sie sprechen, wohl Manches zu erzählen haben würde, hat das Dorf Scharmed eine hervorragende Sehenswürdigkeit.

Elektrische Gebädeförderung.

Die kürzlich eröffnete Eisenbahnstation der Compagnie de Orleans am Quai d'Orsay in Paris ist mit den neuesten technischen Errungenschaften ausgerüstet und unter anderem mit einer eigenartigen Einrichtung für die Gebädeförderung versehen. Das Empfangsgebäude mußte in zwei Stockwerken angelegt werden, um mit dem alten Bahnhof am Quai d'Orsay eine Verbindung zu haben, und zwar liegt das obere Stockwerk 20 Fuß über dem unteren. Die Passagiere gelangen von dem einen zum anderen durch große Treppen oder Fahrflüsse, deren letztere 15 vorhanden sind. Das Gedächtnis wird von dem einen



Im Bahnhof.

Stockwerk zum anderen, bezw. von den Radwegen zum oberen Stockwerk geleitet und zwar mittels schiefer Ebenen, über die, durch Elektricität getrieben, ein breiter Gurt nach oben läuft, auf dem Gebädeförderung geschieht in die Höhe gezogen werden, bis sie zu einer Plattform kommen, von wo man weiter verkehrt. Die zur Bewegung der Gebädeförderung und zur Beleuchtung des Bahnhofes nötige Kraft wird von der in Jory gelegenen, 1200 Pferdekräfte starken Centrale aus geliefert.

Wohheit.



Schloßkellner: „... dies, meine Herrschaften, ist das Burggrotz, durch dessen meterdicke Mauern einst wieder das Geulgen noch Schreien der unglücklichen Gefangenen an die Außenwelt drang.“
Tourist: „Schaue, Weibchen, das wäre ein passender Ort für Deine Gefangenen.“
Schloßkellner: „... dies, meine Herrschaften, ist das Burggrotz, durch dessen meterdicke Mauern einst wieder das Geulgen noch Schreien der unglücklichen Gefangenen an die Außenwelt drang.“

Ein neuer Museentempel.

Das nach den Entwürfen von Hellmann & Lüttmann erbaute neue Prinzregenten = Theater ist bestimmt, eines der schönsten Monumentalwerke der architektonischen Beziehung so reichen Hauptstadt zu werden. Es erhebt sich in dem durch Einbeziehung der Gassehöhen und Anlegung der Prinzregenten- und Maria-Theresien-Straße geschaffenen jüngsten Theile der Stadt. Das zwei Meter über dem Straßenniveau erhabene, an der Ostseite von einem Garten umgebene Theater macht mit seinen Doppelgängen, den hohen Rundbogenfenstern und den hohen, durch künstlerische Pfeiler geschmückten Wänden einen imposanten, schönen Eindruck. Während die Wagen durch die Arkadengänge an



Das Prinzregenten-Theater.

der Front vorfahren, gelangen die Fußgänger durch geräumige Seitengänge in das von Wänden mit der Wüste des hohen Hauptpatrons, des Prinzregenten, gezeigte Vestibule, von hier in die Wandelgänge. Die Construction des Baues ist fast durchgehend aus Eisen und Beton, die Bühneneinrichtung völlig aus Eisen hergestellt. Die Beleuchtung ist elektrisch. Die Gesamtlänge der Bühne beträgt 37 Meter; das Dreieck ist veränderbar, wie es feinerzeit Richard Wagner als erste künstlerische Grundbedingung für ein modernes Theater verlangt hat. Die Parterrelogen gliedern sich in viererlei Abtheilung, umkränzt von einer einzigen Logenordnung, amphitheatralisch dazwischen angeordnet, auf jeder Platz einen ungeheuren Ausblick auf die Bühne gewährt.

Heille Frage.



Feldwebel: „Ich hatte vor zwei Jahren auch einen in der Compagnie, der gerade so schlechte Griffe machte, wie Sie; sind Sie vielleicht mit dem verhandelt?“

Herr von Strikow im Gebirge.



D süße Hul = I = da —
Hohli = diob = I = da —
Wär' doch ein Stuh = I = da —
Hohli = diob! —
Säh' nicht dein Bu = u = a —
Hohli = diob = bu = I = da! —
Auf einer Ruh = u = a! —
Hohli = diob!

Ein moderner Antreiber.



Hausherr: „Ich finde, der Fußboden im Schlafzimmer ist ganz anders gefächert, wie dieser hier!“
Stubenmaler: „Ja, das hat mein Collega gemacht — der gehört einer anderen Kunstrichtung an!“
— Allerdings betraut man g. „Dante Dir nur, mein Mann ist mir, während ich im Schlafzimmer war, untreu geworden!“
„Siehst Du doch, so was nicht ein!“
„Ja, bente Dir nur: er hat sich das Schnupfen abgewöhnt!“